

Peter der Ragger : Erzählung aus Nidwalden

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **61 (1920)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1007998>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Peter der Ragger.

Erzählung aus Nidwalden.

1. Bim Spätschnäze.

Das Heimwesen hieß der Raggerrain. Jahrhunderte war die Familie des Raggerpeter auf diesem Heimwesen gesessen, hatte da gelebt, und Keiner hatte dem Namen, den der Hof trug, Unrecht gegeben. Den Franken drehte auch der Peter mindestens zehnmal, bevor er ihn ausgab, den Rappen dreimal, und die Krämer im Dorfe behaupteten steif und fest, man kenne jedes Geldstück, das vom Raggerrain komme; so abgeschliffen sehe es aus.

Wenn die vom Raggerrain so sparsam waren mit andern, so war es die Sonne um so weniger mit ihnen. So von Licht überschüttet und so braun gebrannt war kein Haus, so geleuchtet und gespiegelt hätten keine Fenster wie die des Hauses an der Sonnenhalde, wenn die Seife nicht zu teuer gewesen wäre.

So aber waren die Fensterscheiben blind und schillerten blau und rot und lugten und äugten nur in die stille Häuslichkeit hinein, die sich ihnen zeigte; was draußen war — hä pah! — man durfte nicht alles sehen.

Peter war mit seiner Frau am Spätschnäzen. Neben ihm lag der Weßstein und Haufen von hohen Speckriemen. Das große breite Messer mit dem braunen Griff fuhr schnalzend und haarscharf durch den schneeweißen Speck und trennte ihn von der Schwarte ab, so sorgfältig, daß nur die hellbraune Schwartenrinde zurückblieb. Dann klatzte Peter die leere Schwarte auf den Tisch hin, wie etwa den Trumppbauer und legte sie sorgfältig zu den andern. Man hätte meinen können, es wäre ein Haufen Banknoten, so sorglich lagen sie aufeinander.

Auf dem tiefen Grunde der Augen Peters war ein verschmitztes Leuchten, wenn er zur Frau hinübersah. Für 20 Platten Herdäpfelschnitze mußten diese Schwarten ausreichen — sonst.

Die Frau des Peters bemühte sich mit zusammengebißnen Lippen um die gleiche

Kunst wie ihr Mann. Jedes Mal nahm ihr aber der Mann die Schwarte weg, um die wenigen weißen Punkte Speck, die noch übrig geblieben waren, sorgfältig wegzuschneiden. Dabei runzelte er zornig die Augenbrauen und tadelte mit unterdrücktem Hohn: „Kei, Seppi, so schniit mä nid d'Schwartä ab.“

Das Seppi aber sah schon genau, wie es für jede Schwarte einst müßte Rechenschaft geben, kniff die Augen zu, biß noch ein wenig fester auf die Lippen und sagte nichts.

Nun lagen die Schwarten schön aufgeschichtet da, die Speckriemen waren friedlich nebeneinander gelagert, gleich groß und ebenmäßig. Nun galt es sie zu zerschneiden. Das machte Peter immer allein, und gleichmäßig wurden die Würfel geschnitten, das war sein Stolz. —

„Das tuäts jek wieder fir näs Jahr! hä Seppi?“

„Ja, das tuäts.“

Peter und sein Seppi redeten sehr einseitig miteinander, sie konnten einander schon längst die Gedanken ablesen, und wenn sie miteinander plauderten, so wars halt eine alte Gewohnheit. Peter rief den Ton und in schwachem Echo kams vom Seppi zurück, mit wenigen leeren Worten. So wie der Fels das Echo dir zurückruft, ohne viel Liebe und Verständnis.

„Dä Späck gid viel Uisglahnigs? was meinscht?“

„Ja, i gläubäs ai.“

Sie redeten gleichgültiges Zeug, weil ein jedes die gemeinsame Wunde nicht berühren wollte, die sie so schmerzte.

„Dui!“ Nun war ein eigener Ton in Peters Stimme, daß das Seppi auffah.

„Dui, isch dr Sepp im Gadä änä?“

„Aer wird wohl dänä sii.“

„S'isch besser, s'isch besser, das umäziäle und das Schleipfzig chamers nid!“

„Miär ai nid.“

Dann schwiegen beide.

Das Messer knirschte durch den Speck

auf dem harten, ahornen Tische auf, wie wenn ein Auerhahn zu balzen anfängt; die Speckwürfel kugelten über den Tisch hin, gleich balgenden Käzchen. Das Seppi saß da und schaute mit fettigen, ineinander gefalteten Händen ihrem Manne zu.

Beide dachten an ihren Buben, den Sepp, ihren Einzigen und ihr Stolz bis dahin.

Im Gesichte des Peter lag etwas Steinernes, Hartes. Die strenge Hackennase und der verbissene Zug um den Mund verkündeten einen unbeugsamen, trozigen Willen.

Der Rücken des Seppi war etwas krumm, die Hände abgearbeitet und die Finger an den Fingernägeln aufgerissen; das Gesicht und der Mund waren lauernd und boshaft. Wie Krähenkrallen die fleischlosen Hände.

„Sol d'Muttä“, brummte der Peter

Die Frau kam bald mit einer großen „Mutte“ hinein und füllte sie mit Speck.

Aber kein Lächeln kam über beider Gesichter bei dem prachtvollen Segen. Mürrisch füllten sie die Mutte zweimal.

„Mer hed nid so gar gruifig ergäh, dr Späck“, meinte Peter.

„Nei nid extra!“

In der großen Kupferpfanne zischte und brodelte es bald und wohlige Fettgerüche durchzogen das Haus. Peter ging in den Stall mit breiten, festen Schritten. Die Hände in den Hosensäcken zur Faust geballt und die Hosen weit auseinanderziehend. — Wenn irgend ein Aerger auf dem breiten Rücken Peters saß, dann ging er immer so.

2. Kein roter Rappen.

Sepp war lustig wie ein Spatz. Im „Barnen“ lag das kräftige Heu, und die Rüche schwanzten vor Wohlbehagen, wenn sie mit den mächtigen Mäulern im duftigen Futter wühlten.

„Zillertal, du bisch mei Fraid“, mit prächtiger Stimme sang er sein Lieblied und dazwischen tätschelte er der einen oder andern Kuh den Rücken oder kraute sie zwischen die Hörner.

Als ein dicker Schatten in der Stalltüre erschien und eine metallene Stimme rief: „He, Sepp, bischt ai neiwä lustig!“ da

wischte sich Sepp verlegen das Heu aus den rötlichen Haaren und das „sakrisch Schneid“ verlor sich zwischen den Zähnen und kroch verschämt in den Kehlkopf zurück. Die Rüche aber klemmten die Schwänze ein und warfen aufgeregt das Heu über den Barnen hinaus.

„Mä hed dänk s' Hai zum versjudlä, hä Sepp, s'isch dänk vergäbä? — so Hiifä go anaghiiä.“ —

„Nei, Vater, i ha rächt g'hirtet! I verstahs doch afig — bi altä gruäg.“ —

„Was seisch, Buäb? ä Schlufi und ä Schlampi bisch, hesch dänk dr Chopf wieder am Bättelpack, dr Lumpäbandi — hä?“

Sepp sah den Vater mit blitzenden Augen und blutleerem Gesichte an: „Vater, red nid so, s' Meitli isch rächt.“

„Rächt isch, seischt dui? ja, imä Fexel und Buäbli, we dui bisch, scho, so äs Schnuderbeggi-Buäbli will scho hiratä, hä, hä! und de nu ä so eini.“

„Vater!“ rief der Sepp wütend: „d a s han=i nid verdianäd.“

Drohend ballte er beide Fäuste und trat auf Peter zu.

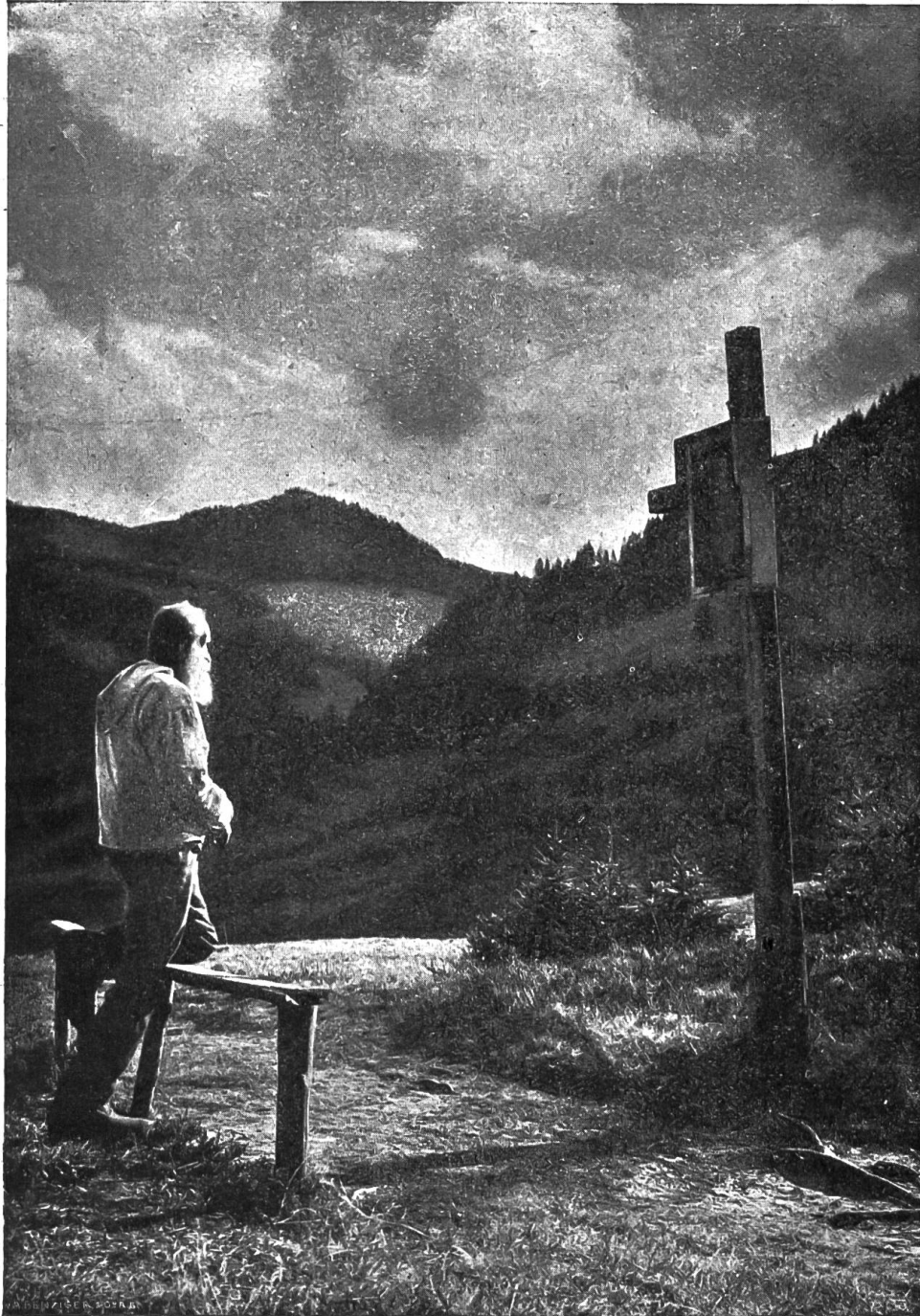
„Vater, Vater, jez red' anders oder es git äs Unglid.“

Peter maß den Sohn von oben bis unten, in ihm erwachte die alte Kaufnatur wieder, die ihn zu einem der gefürchtesten „Händelstifter“ gemacht hatte.

„Reis Wort nimi zrugg“, schrie er. „So häb.“ Ein mächtiger Faustschlag fauste ihm ins Gesicht. Er taumelte, dann packte er den Sepp mitten um den Leib und hob ihn hoch, um ihn auf den Boden zu schleudern, flink und schlank entwand er sich ihm. Jetzt stießen sie einander durch den „Schorgang“, bald war der eine, bald der andere im Vorteil. —

Stöhnen und Aechzen, unterdrückte Flüche — knirschend wekten sich die harten Nägel der Schuhe auf dem Zementboden. Peter keuchte schwer; Sepp war flinker und hatte den besseren Atem. Jetzt war Peter nahe dem Fall — — —

„Jär Eslä, was machid 'r da“, schrie das Seppi mit gellender Stimme; es hatte das zornige Gezänke gehört und war nun rasch hinübergesprungen: „Sepp, dänk ai dr Vater!“



Des Heliplers Abendebet. Nach einer Photographie von F. Richner.

Da gab es Sepp einen Ruck: er riß sich blitzschnell los und sprang durch das Futtertenn davon, ohne ein Wort zu sagen. Peter setzte sich keuchend auf einen Haufen Streue und weinte vor Zorn laut heulend in die Fäuste hinein. — — —

Ein Winterwetter wie seit Jahren nicht mehr, zog durch das Land. Die Flocken jagten einander der Erde zu, als ob sie sich um ihr Plätzchen stritten. Ein Wind, scharf wie Nadeln, traf die Haut. Hundewetter, brummten die Dörfler und die Bauern; Sauwetter sagten die Studenten und die gebildeten Herren im Dorf, Schweinewetter die zimperlischen Jungfräulein. Alle waren einig, so schauriges Schneetreiben habe man noch nie gesehen, man hielt fein säuberlich die Nase daheim in der warmen Stube, und wer sie hinaustragen mußte, hätte sie gern in Papier oder in Flanell eingewickelt, wenn es gerade Mode gewesen wäre. Aber das Schneewetter war Mode und das Einwickeln nicht, und so mußte man die Nase in Gottes Namen erfrieren lassen. Die zarten Schneeflocken waren auch schuld, daß manche schmucke Dorftöchter halbstundenlang in Staunen und Verwunderung das vor Kälte gerötete Näschen im Spiegelschrank ihres Schlafzimmers betrachten mußte.

Die Stube im Raggerrain war schwach geheizt. Peter lag auf dem Bänklein am Ofen und schmauchte aus seinem Pfeifchen Heublumen; so spürte er die Kälte nicht und konnte sich den Rücken wärmen. Durch ein Fenster sah er auf den Weg, der die seitliche Halde zum Hause hinunterführte.

„Grad wenä Chrot, wenäs Guiximändli“, brummt er in sich hinein: „s'isch rächt, diä settid all ä so miässä, bsunders diä Jungä, hä, hä, hä“; er lachte hart und hämisch.

Dann nahm er die Pfeife aus dem Mund und spuckte in einem großen Bogen gegen das Kanapee hinüber.

Den steilen Weg hinunter kroch ein gebücktes Frauchen. Der Schneesturm blies ihr die Röcke auf; jeden Schritt ging sie vorsichtig und suchte mit dem Stock den Weg ab, um nicht in die hohen Schneegwächten hinauszugeraten und dann den Hang hinunterzufollern. Nun hatte sie richtig einen

Fehltritt getan und fuhr langsam mit dem Schnee dem Raggerhause zu, mit Armen und Beinen sich wehrend und suchend, wieder auf die Füße zu kommen. —

Diese ihre eitlen Kraftanstrengungen hatte Peter beobachtet und lachte nun schadenfroh. Dann drückte er den Rücken hart an den Ofen in wohligen Wärmegefühl und brummt:

„S'isch rächt, aß sie chund, diä Blitzg.“

Ein schüchternes Klopfen: ein Vogel hätte nicht verschämter an deine Fensterscheiben geklopft, um Futter zu erbetteln, als dieses schene Pochen war.

„Nur inä.“

Ein Rauschen von Röcken vor der Türe; man machte sich eifrig noch einmal die Kleider zurecht und scharfte mit vielem Geräusch den widerspenstigen Schnee von den Schuhen weg.

„Se, sä chemid doch inä“, lärmte die harte Stimme Peters. Das Frauchen trat in die Stube mit zaghaftem und unruhigem Schritt.

„Guätä Tag, Peter.“

„Mänd nur ä Stuäl und hochid ab“, sagte Peter ohne Gruß.

„Wes guchfäd, hä?“ sagte schüchtern das Frauchen, nur um etwas zu sagen. —

„Sälb gfehni ai, iär sind schein da abbä krottät, hi, hi — was wennder?“

Peter lag auf dem Ofenbänklein und steckte, so unbequem es war, die linke Hand in den Hosensäckel, mit der Rechten stützte er den Kopf und die Pfeife streckte er gerade hinaus, so fest bissen seine Zähne in das Mundstück.

„Was wennder, hä?“ und er ließ das rechte Bein über das Ofenbänklein hinunterbaumeln.

Das Stozigberg-Theres und der Ragger-Peter waren Nachbarn, aber keine guten. Vor etwa zehn Jahren hatte Peter dem Stozigberg-Chasp einige Tausend Franken ausgelehnt. Der Chasp hatte den Milchbrand im Vieh gehabt und hatte fast den ganzen Viehbesitz schlachten und in den Boden verlocken müssen. Chasp ging zum Peter und bat ihn: „Leih mir das Geld, das ich brauche, um meinen Viehstand wieder aufzubringen.“

„Hast Hinterlagen?“ fragte Peter.

Da holte Chasp einige Gülden aus dem grünfarbigen Reissack heraus, den er bei sich hatte: einige gute, aber die meisten außer der Güterschatzung.

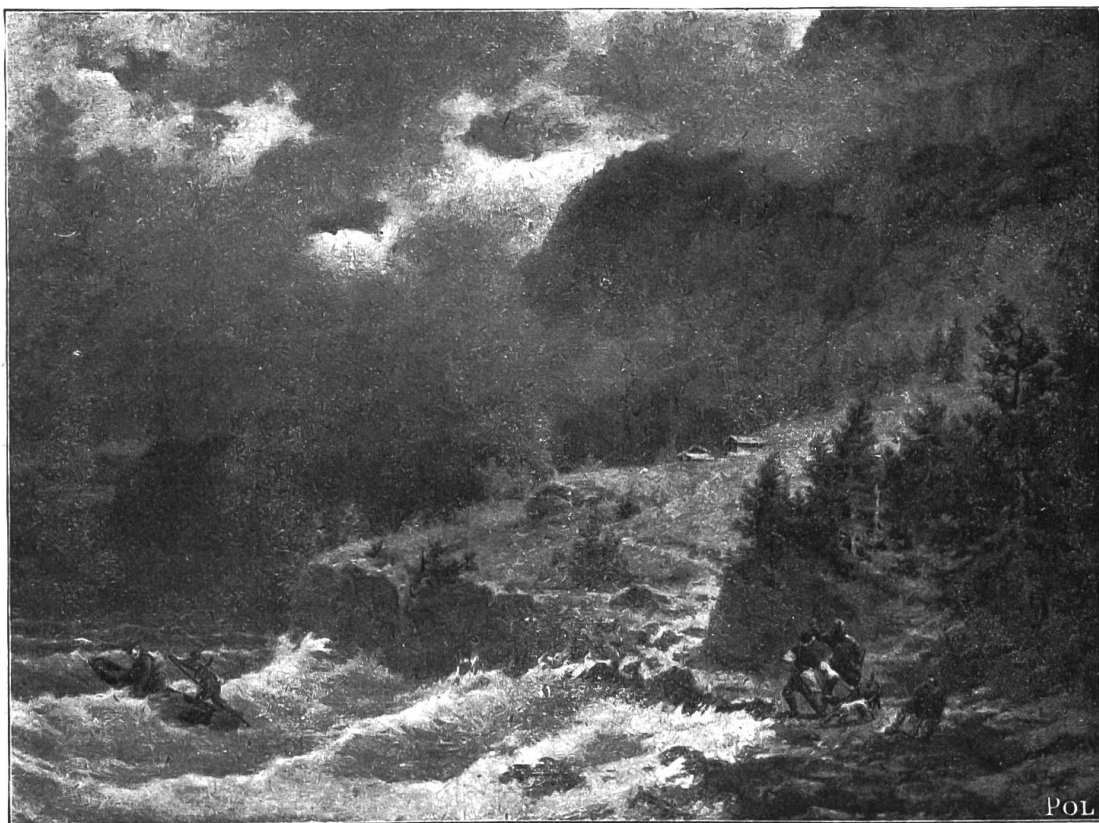
Hm, hm, hatte der schwerreiche Peter da gebrummt. „s' isch nid alls viel wärt, Chasp.“ Dann hatte er seinem Gesichte eine wohlwollende Falte gegeben.

„Wills dui bisch, Chasp, tuänis um 7%, aber diä ufer dr Güaterschatzig müäsch mer

Peters einziger Sohn und einziges Kind, in die älteste Tochter des Chasp vergafft, ins Marie, in so ein bettelarmes, elendigliches „Gof“.

Jetzt wollte der Peter einmal dem Theres den Standpunkt klar machen und wollte es sich nicht fügen, Gewalt brauchen.

Peter setzte sich langsam auf, bog das linke Knie krumm und legte die Hände darüber. Dann sagte er zwischen den Zähnen hinaus:



Tell rettet den fliehenden Konrad Baumgartner von Aitzellen.

Nach einem Gemälde von Jost Mubheim.

i 5 Jahrä zrugzahlä.“

So war der Chasp froh heimgegangen und der Peter hatte sich behaglich die Hände gerieben und ihm nachgeschaut.

Nun war der Chasp schon sechs Jahre tot, er war von sieben Kindern und einer kränklichen Frau weggestorben und hatte seine Schulden noch nicht tilgen können.

Seitdem Chasp tot war, happerte es mit den Zinsen und mit dem Zurückzahlen erst recht.

Und nun, — da hatte sich der Sepp,

„Chuisch wägum Gäld, hä?“

„Ja!“

„Hesch dr Zlis?“

„Nei!“

„So!! niid!“ Peter erhob sich aus seiner gleichgültigen Haltung, seine Augen sprühten Feuer. „So niid, wägärum chuisch de?“

„Chenntisch mer nid eppis nah lah, Peter?“

Jetzt fuhr Peter bolzgerade auf seine Beine, die Hände umklammerten den Pfeifenkopf, daß er fast zerbrach, dann trat er nahe

vor das schwache Weiblein hin, so daß Theres erschrocken zurückfuhr.

„S diär, Theres, i diär, nei!“

Da klagte ihm Theres ihr Leid, das ganze Jahr nichts anderes, als der Kampf mit dem Hunger; die sechs jüngeren Kinder hätten so hungrige Mäuler und könnten nichts verdienen. Nur s' Marie, ja das könnte, es wäre ein gutes Kind, aber wenn eine Mutter krank sei, müsse es daheim bleiben und arbeiten.

Dem armen Stozigberg-Theres standen die Tränen in den Augen. Und dann die Knechtenlöhne fressen alles weg, alles. Nur etwas Geduld, nur ein wenig, in ein paar Jahren seien die Buben nachgewachsen, und dann könnte man so leicht alles bezahlen, nur noch 3—4 Jahre Geduld.

Peter stand mitten in der Stube und betrachtete das Frauchen, wie ihm die kugeligen Tränen zwischen den Fingern herabrammen; dann wandte er sich ab und stampfte auf den Boden, daß das Haus erzitterte.

„So, so Geduld, daß diis brav Mariili mii Sepp besser cha äwägfischä, hä?“ Peter stieß diese Worte mit einem Ingrimme heraus, daß Theres sich in eine Ecke flüchtete wie ein zitterndes Vögelein.

„Nei, nei, s' Marie tuäd niid schlächts!“

Da äffte Peter s' Theres nach: „Nei, nei, s' Marie tuäd niid schlächts, dä Sepp, mii Buäb, z'fischä, isch niid schlächts, dänk, hi, hi, gäll das tät dr g'fallä.“

Peter ließ sich auf einen Stuhl fallen, der neben dem Tische stand, schlug mit der Faust auf den Tisch, zweimal, dreimal, daß das Holz stöhnend aufknirschte.

„D a s säg dr, Theres. Das Gschlaim zwischetum Sepp und um Marie muäz uifherä, und dui zahlisch imänä Monet d'Ziisä und d'Abzahlig, suscht schid dr dr Weibel is Huis. Hesch verstandä?“

Ja, Theres hatte verstanden. Zweimal versuchte es noch, das harte Herz Peters zu rühren und öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber Peters ingrimmiger Blick und seine drohende Haltung waren wie eine nervige Faust, die ihr den Mund verschloß.

Peter öffnete die Türe und sagte hart und laut: „Gang!“

Theres ging, so arm und weinend mit blutendem Herzen, in den eisigen Winter hinaus. Die frostigen Schneeflocken waren weicher als die kalten Worte des harten Mannes und fielen sanft und lind, wie eine tröstende Mutterhand auf das arme Frauchen nieder.

„Niid ä rotä Rappä hätt' er mer g'schänkt, niid ä rotä Rappä, und dr Weibel in Huis.“

Theres schluchzte diese Worte halblaut in sich hinein und stapfte durch den Schnee dahin. Oben in der Stube des „Raggerhauses“ stieß jemand ein Fenster auf und schaute hinaus, und eine tiefe Stimme brummte einen halblauten Fluch: Theres tat keinen Blick mehr zurück. Es ging traurig den Abhang hinunter, dem Dorfe zu; in dem alten Kirchlein war ein Tröster, der niemals hart war; — dort wollte es ein Halbstündlein lang beten.

3. Der Sepp und s' Marie.

Seit jenem Tage, da der Sepp sich am Vater hatte vergreifen wollen, war er ein anderer geworden. Trübe schlich er im Stall herum, tat, was er tun mußte, aber nicht freudig, sondern in sich gekehrt und unwillig.

Er saß oft stundenlang auf einem Haufen Streu und saurt vor sich hin. Die Leute, welche die Verhältnisse auf dem Raggerrain kannten, meinten: „Wenn dr Sepp si nur niid hindersinned.“

Seit wann hatten sich der Sepp und s' Marie eigentlich lieb? Sepp wußte es selber nicht recht.

Als man den Chasp vom Stozigberg zu Grabe trug, da war s' Marieli am Grabe des Vaters gestanden im schwarzen Gewändlein wie ein geknicktes, vom Reif geschwärztes Edelweiß. Da hatte Sepp gedacht, wenn er das kleine Mädchen da nur in seine starken Arme nehmen und schnell heimtragen könnte, er würde es halten wie sein Schwesterchen und es recht lieb haben. Und bei diesem Gedanken waren ihm die Tränen ins Auge gekommen. Seitdem konnte er s' Mariili nicht mehr vergessen.

Das Stozigberg-Haus war nur etwa 10 Minuten vom Hause im Raggerrain

entfernt, so hatte Sepp oft Gelegenheit, das Mädchen zu sehen. Es wuchs stattlich heran und trug nun seine 20 Jahre mit lachendem Frohsinn und leuchtenden Augen. Die traurige Zeit der Jugend schien es vergessen zu haben, trotzdem die Arbeit Tag und Nacht drängte. Sepp war in den letzten drei Jahren oft hinübergesprungen und hatte schnell ein Wort mit dem Mariili gewechselt; hatte die Arbeit daheim doppelt flink gemacht, um rasch etwas im Stozigberg helfen zu können. Die Mutter im Stozigberg war

Da fuhr der Sepp im jähen Zorn auf.
„I muäß hiratä, und nid dr Vater,
s' Marii wili und kei andri.“

Der Marie aber war der Sepp recht...
Im Dorf tuschelte man: die Theres sei doch eine besonders schlaue, daß sie es verstanden habe, den reichen Sepp ihrer Tochter ins Garn zu locken. —

Wenn irgendwo zwei wackere Hausfrauen beieinander standen und Theres vorbeiging, glänzten und spiegelten im Sonnenschein die silbernen Haarnadeln, daß man beinahe ge-



Landesgemeinde in Uri.

nicht eine von denen, die ihr Kind mit aller Gewalt unter der Haube haben wollte; das wollte sie, ihre liebe Tochter glücklich sehen. Sie hatte schon lange bemerkt, daß sich etwas zwischen Sepp und Marie vorbereite, und hatte es nicht gern gesehen: „Peter würde dich nie als Schwiegertochter annehmen, und wenn auch — du hättest eine Hölle im Raggerhof“, warnte sie. Und auch dem Sepp hatte Theres oft gesagt: „Nach dem Marie nid Hoffnig, äs cha ja doch nid guäts druis gäh.“

blendet wurde, so eifrig gingen die Köpfe auf und ab in der eiligen Rede.

Aber im Herzen Theresens war nicht Sonnenlicht, sondern viel Schatten und Angst und insgeheim doch die leise Hoffnung, Gott möchte es fügen, daß die Beiden glücklich würden.

So betete sie jeden Tag für das Glück ihrer ältesten Tochter. Marie aber wurde traurig, wenn die Mutter immer wieder warnte. Die Antwort waren rotgeweinte Augen am Morgen, und oft wusch Marie

im geheimen die tränennassen Kopfkissen, damit die Mutter doch nichts merke, und pfiff und sang wie eine Amsel, um den geheimen Schmerz im Herzen zu übertönen.

Vom Kampfe zwischen Vater und Sohn wußte nun Marie, und daß es ihretwegen geschehen sei, hatte der Sepp nach langem Drängen schließlich auch gesagt. Jetzt kam erst recht Angst in das weiche Mädchenherz.

„Miär wend usenand, Sepp“, hatte Marie geschluchzt, „dii Vater will ä sonä armä Hotsch nid!“

„Häb di still, bis still!“, und Sepp drückte die Hand Marie's, daß es laut aufschrie. „So redich mer niä meh, gäll; i bi kei Lump — i will nid Gäld, i will dich.“

Und als Marie den Sepp sah, weiß wie Schnee das Gesicht, mit funkelnden, irrenden Lichtern in den Augen, bekam es erst recht Angst.

„Nimm di zämä, nimm di zämä, Sepp, luäg i ha di ä so liäb, aber ohni Elteräsägä magi nid hiratä.“ —

Da fuhr der Fähzorn wie ein Blitz aufs neue durch Sepps Glieder. Er ballte die Fäuste, daß die Fingernägel Furchen in die Hände gruben und schrie: „So niid, so niid, was hed ebbä dr Raggerpeter für nä Sägä, dr Güztiifel, dr eländ.“

„Sepp, s'isch dii Vater, red nid so.“

Sepp biß auf die Lippen und faute daran, wie an einer harten Brotrinde und spuckte das Blut hinaus, als die Lippen zu bluten begannen.

„Nei, Sepp, nei, nimm di zämä; mer wend usenand, luäg, äs gahd nid, mer werdid sust bedi uglicklich.“ Marie legte die Hand auf seine Schulter und streichelte ihm das Haupt. Da schüttelte Sepp die lieblosende Hand mit einem jähen Ruck von sich und lief fort, mit finsterem, drohendem Gesicht. „Uns verrodä lahni nid vo der“, rief er Marie nach einigen Schritten zurück; der breite wuchtige Fuß drang tief in den weichen Schnee ein. Jeder Schritt, mit trotzig zurückgebogenem Oberkörper hingestampft, war ein neuer, harter Vorstoß. —

4. Hartes Los.

Einer düsteren Eule gleich, hockte der Unfriede auf dem Dache des Raggerhauses.

Vater und Sohn gingen aneinander vorüber wie Fremde. Peter brütete finstere Pläne und besprach sie oft mit seiner Frau. Wenn man denen vom Stozigberg jetzt das Anleihen kündigte und die kündbaren Gülten dazu, müßten sie fort vom Stozigberg und — aus den Augen, aus dem Sinn: der Sepp würde dann schon wieder Vernunft annehmen. Sepp aber wurde immer verschlossener; wenn Vater und Mutter sich verständnisvoll ansahen, wechselte jähes Rot und kaltes Weiß auf seinem Gesichte. Auch sah die Mutter, daß hier und da eine Gabel krumm und ein zinnener Löffel Spuren von harten Zähnen aufwies. Aber schon als Knabe hatte Sepp so jähe Anfälle rascher Zornes gehabt und war immer wieder gut und sanft wie ein Lämmlein geworden. So würde er auch jetzt wieder nach und nach die jähe Liebe zum Marie ablegen, dachten die beiden Leute vom Raggerhof.

Und was der Peter plante, das führte er auch durch. — Mit mächtigen, lang messenden Schritten ging Peter dem Stozigberg zu. Die Freude wollte er genießen, wie Theres sich vor ihm winden würde in ängstlichem Weh. 4000 Franken gekündeter Gülten und 2000 Franken gekündetes Anleihen trug er bei sich fein säuberlich auf der amtlichen Kündigung; Theres würde Augen machen, und Sepp könnte ja noch ganz anders die Augenbrauen zusammenziehen, als damals, da er vernahm, wie Peter die Theres so schimpflich in den Winter hinausgejagt hatte.

„Hi, hi!“ lachte er in sich hinein, „dem Sepp wollte er die Muggen vertreiben und der Marie und der Theres auch.“

Theres sah Peter kommen; sie war allein daheim und ahnte, was geschehen sollte. So ging sie schnell in die Hausflur hinunter und verschloß die Türe. Weibliche Neugier trieb sie aber doch an eine verborgene Spalte, durch die man bequem den Eingang überschauen konnte: sie lauschte und schaute.

Peter kam mit einem halben, ingrimgigen Lächeln auf den Lippen die Stiege hinauf. Er ging breit und polternd; jeder Schritt klang Theres in die Ohren, als ob er sagen wollte: dies Haus ist mein, dies Haus ist mein; so selbstgefällig geht man sonst nicht über eine fremde Stiege hinauf.

Peter drückte die Türklinke; mit trotziger Kraft gab die nicht nach, denn Theres hatte noch zur Vorsicht ein Holzklötzchen untergeschoben. Verwundert schaute Peter die Türe von oben bis unten an, versuchte noch einmal zu öffnen, aber es ging nicht. Beim dritten Versuch drückte der Raggerbauer den breiten, wuchtigen Leib gegen die Türe, aber sie gab nicht nach.

„Miera, i verwitsch-di-glich, dui Druckä!“ brummte Peter vor sich hin, und stapfte ingrinnig davon.

amtlichen Zahlungsbefehl, und da konnte Theres nicht mehr in weiblicher Furcht die Türe verschließen, sondern mußte ihn hineinlassen. Der Weibel kam mit Tränen in den Augen ins Haus; er hatte ein weiches Herz, aber wie Theres selber keine überflüssigen Goldstücke. Theres und Marie lasen das Schriftstück, weinten und schrieten laut, so daß der Kleinste, der achtjährige Franzli, sich erschrocken hinter die Schürze der Mutter verbarg und bat: „Nid briälä, Muätter, nid briälä!“



Landesgemeinde in Glarus.

Bevor er heimging, schaute er zwei- und dreimal zurück und brummte und murrte in sich hinein, nicht eben gut gelaunt, er dachte mit seinem in Ränken geübten Sinn: „die hat mich genarrt“, aber an ihm bemerken sollte sie es nicht, und wenn sie auch aus irgend einem Spalt herauspionierte: nein; der Raggerpeter ließ sich weiter nichts anmerken, aber zu rächen wissen würde er sich, ja das würde er. —

Er verstand es, sich zu rächen. In den nächsten Tagen kam der Weibel mit dem

Da schluchzte Theres erst recht auf und tätschelte dem Knaben die tränennassen Wangen, und wußte nichts weiter zu sagen als: „D, dui guäts Chind, dui guäts Chind!“ Mutterliebe, die nicht helfen kann, verschmährt viele Worte, kann aber doch mit wenigen weichen Worten trösten, daß das junge betrübt Herz aufgeht gleich einer in der Nacht geschlossenen Blume, die das erstehende Sonnenlicht aufweckt. —

Der Weibel ging, er kam wieder; er mußte mit Pfändung drohen. Theres suchte

Geld bei ihren Verwandten und fand keines, das Gut sei streng „werchig“, Theres eine schlechte Zinserin, alles sei bis zur letzten „Kafä“ schon übergültnet: 100 Worte bekam Theres für e i n e Bitte, aber kein Geld. Bis endlich ein entfernter Verwandter, ein reicher Kauz mit vielen kräftigen, arbeitsfrohen Söhnen erklärte: er wolle den „Stozigberg“ kaufen um das was darauf laste, und auch das Geld, das Theres dem Raggerpeter schulde, wolle er zurückzahlen.

Theres hielt die „Freundschaft“ zusammen, ihre nächsten, vorher so harten Verwandten, sie kamen mit ängstlichen Gesichtern und ersorgten, sie würden wieder angebettelt. Aber als sie sahen, daß der alte Kauz das Heimwesen nicht ungern kaufte, glätteten sich ihre Stirnen und sie wurden selber kauf lustig, rückten unruhig auf ihren Stühlen hin und her, sagten: „hm, hm, der Stozigberg sei eigentlich mehr wert“, so viel würden sie auch bezahlen, ja noch etwas mehr; man dürfe Theres mit seinen Kindern nicht so auf die Straße setzen; es sei doch Blut von ihrem Blute. Und manch einer zerdrückte eine kaum geweinte Träne vor Rührung über seine eigene Barmherzigkeit.

Schließlich erklärte sich der Käufer bereit, 2000 Fr. mehr zu bezahlen. Und als der Kauf abgeschlossen war, da drückte der eine und andere die Hand der Theres so hart, daß sie hätte aufschreien mögen und zwinkerte ihr mit einem Auge verständnisvoll zu und hätte gern ein Lob von der geplagten, gepeinigten Mutter gehört für sein schlaues Vorgehen. Theres aber blickte an ihnen vorüber und sah mit leeren Augen ins Weite; denn sie wußte, ihre harten Verwandten waren jetzt nur gut zu ihr, weil es aus einem fremden Geldsäckel ging. —

Als Theres mit ihrer Kinderschar und den armseligen Habseligkeiten auszog, stand manche barmherzige Dorffrau daneben und schaute zu und drückte ihr schnell eine Gabe in die Hand.

Peter aber lag oben im Wald, der an den Stozigberg angrenzte und schaute, hinter einer rauh-schuppigen Tanne verborgen, der „Zügleten“ zu: Ha, jetzt konnte sein Sepp, der „Lali“, das Bettelmeitli heiraten! Aber was war das? War das nicht s e i n Leiter-

wagen, auf den ein starker, breiter Mann die Betten und Kommoden und all die kümmerlichen Möbel auf lud? Ja, und waren das nicht seine beiden „Zwicke“, der „Bär“ und der „Luchs“, und der Fuhrmann, der jetzt aufsaß, nach der angestrengten Arbeit und sich den Schweiß abwischte, war das nicht sein Sepp? Ein solches Mastuch, ja das war ja das, das ihm seine Frau einmal von Luzern heimgeframt hatte, jetzt wieder fuhr er mit ihm übers Gesicht, und jetzt schwang er die Geißel, ja das war sein Sepp, so „schleppte“ keiner weit herum, den Ton kannte er.

„Dui cheibä Buäb!“ entfuhr es Peter zwischen den hart zusammengebissenen Zähnen, und er ging heim voll Wut und Aerger, das wollte er ihm heimzahlen, dem Buben, dem elenden, verfluchten Lumpen.

Theres zog mit ihrer geringen Habe ins Nachbardorf, das eine kleine Stunde entfernt lag. Die Stozigbergfrau ging schweren Herzens weg, der Boden, wo die Kinder wie junge Bäume als gesunde Menschen im eigenen Boden hätten aufwachsen können, gehörte ihnen nun nicht mehr. Und wie oft verliert auch die Seele den Halt, wenn der Leib nicht mehr auf der eigenen Scholle leben kann.

Beim Kirchlein ging Theres nicht vorbei; sie ging in die dämmernde Stille des Gotteshauses hinein und betete für ihre Kinder, besonders für die Marie und den Sepp und selbst für den Raggerpeter einige Vater unser, daß ihm sein Geiz nicht zum Fluche werde. Das Lichtlein vor dem Tabernakel brannte still und ruhig, und in ihr Herz kam die Ruhe der Gottergebenheit.

5. Wie der Sepp seinem Vater den Tisch klopfte und was dieser tat.

Peter hatte darauf gerechnet, seinem Sohne möglichst rasch den Standpunkt klar zu machen. Aber als Sepp beim Abendessen seinem Vater gegenüber saß, würgte Peter den Aerger mit der Suppe in vollen Löffeln hinunter. In Sepp arbeitete etwas: die Hände zuckten und ballten sich krankhaft, und eine Gabel lag bereits krumm auf dem Tisch, stets ein Zeichen bei Sepp, daß er die innere

Mut kaum mehr bemeistern konnte.

So gingen die drohenden Wolken ohne Gewitter vorüber. Fernes Wetterleuchten lag in den Blicken, mit denen die beiden einander maßen, aber zum Ausbruch kam der Sturm nicht.

Peter hätte gern losgebrochen, aber seinem stierennackigen Sohne gegenüber wagte er es nicht recht, er kannte dessen unheimliche, wilde Kraft. So redete sich Peter in einsamen Selbstgesprächen in die nötige Mut hinein, um schließlich doch den Mut zu haben, loszubrechen. Sepp blüdete finster vor sich hin. Marie hatte ihn gewarnt, wenn er mit dem Vater in seinem wilden Zorne noch einmal Ländel anfangt, so sei es aus zwischen ihnen. Und Marie konnte Ernst machen. Das wußte er. Sie hatte es schon nicht dulden wollen, daß Sepp beim Umziehen ihnen behilflich war, und hatte ihm für seine Arbeit kaum recht gedankt. Dem Vater etwas zum Troste tun und wenn er auch Unrecht getan habe, könne nie Segen bringen, so hatte sie ihm gesagt, und das wurmte ihn, daß gerade sie dem Vater helfe. Er verstand das gute Mädchen eigentlich wohl, aber die Erbitterung gegen den harten Vater, der ihrem gegenseitigen Glück so töricht im Wege stand, hatte ihm den klaren Blick geraubt.

So haderte Sepp in seiner Verbitterung mit allem, selbst mit dem Herrgott, und seine

heftige Natur sprühte Feuer beim geringsten Widerspruch, den er erfuhr. Des Nachts biß er oft in blinder Wut in die Bettdecke hinein, wenn er über seine Gesichte nachsann. Die Augen waren dann am Morgen fiebernd vor Schlaflosigkeit und von ungeweinten Tränen und ein eigenes, unheimliches Leuchten erfüllte sein Gesicht. Die Mutter sah die merkwürdigen Veränderungen an ihrem

Sohne wohl und bekam allmählich Angst. Peter aber meinte: „Mer wend dr Stiar ä chli la putschä, er gid de scho nachä, wenn er gseh, daß alles niid nist.“

Peter bekam den nötigen Mut. Es war mitten in der Zeit des Heuens. Peter war am Morgen um 4 Uhr aufgestanden, war seinem Sepp im Mahd vorgegangen und hatte die größte Mühe gehabt zu erreichen, daß sein Sohn ihn nicht überholte. Sepp aber mähte mühe-los und federnd und hielt eher etwas zurück. Das wurmte den alten, erfahrenen Mähder, mit dem es bis jetzt keiner im Dorf aufzunehmen gewagt hatte. — Und in

seinem Nerger redete er sich ein: Sepp habe ihm zeigen wollen: man könne es im Raggerhof bereits ohne ihn, den Vater, machen.

Als er mit der Sense auf der Schulter heinging, wälzte er diesen Gedanken im Kopfe herum, mühsam wie einen mächtigen Steinblock. Dem Sepp aber hatte die Kraftanstrengung wohl getan und er fühlte sich viel frischer und froher als sonst.



Soldaten ziehen durchs Dorf Münster im Oberwallis.

Er jauchzte froh zurück, als die Mäher von den Nachbarheimwesen ihre Arbeitsfreude in den warmen Sommertag hinausjubelten. Dem Vater wars wie ein Stich ins Herz in seinem Argwohn: „Jetzt freut er sich, daß du alt geworden bist.“

So ging er heim und setzte sich hinter den Tisch zum „Z'niini“. Als Sepp kam, hatte der Vater bereits ein großes Glas Most hinuntergestürzt und brütete starren Auges vor sich hin. Nun gab er sich einen Ruck und würgte mit unterdrückter Wut heraus:

„Dui Sepp, uislachä lah mi nid.“

„Was uislachä! Wer tuäd di uislachä, Vater?“ antwortete Sepp.

„Hi, hi, dr Unschuldig, ä halbä Heiligä, dänt d u i, müi Buäb, dr Sepp!“

Sepp fuhr auf: „Ich dich uislachä, niä, Vater, niä!“

„So, nid, so nid, und de fahrd mä im Vater mit dr Sägässä fast i Bei inä, hä? Ä ha's scho verstandä, Sepp, i bi kei Esel, aber i bi nu nid so alt, weisch. Buäbli!“

Jetzt verstand Sepp und schwieg verdukt; er hatte an so etwas nie gedacht.

„Ehenntisch de mit diim Bättelschleipf i Raggerrain inä zäh, hä, tuäsch ja gärä zialä, hä? Aber wart nu ä chli, wart nu ä chli, Schmuärbuäbli!“

Jetzt hatte Sepp genug. Wie ein wütender Eber sprang er auf und schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch, daß er in den Fugen ächzte.

„Vater, liig nid, nei, i bi kei so nä Tiifel, wed seift!“

Da ward Peter auf einmal ganz ruhig; er wußte, wenn Sepp sinnlos wütend war, verlor er die Ueberlegung und war dann hilflos: er spöttelte darum nur so leicht hin.

„Nä, nei, än Mengel, wo Kiist statt Fäckä hed, hi, hi, kei Tiifel, nei, kei Tiifel, und d'Marii, s' Stozigbürg Ziäli, isch än Erzängel, hi, hi, hi!“

Wieder donnerten Sepps Fäuste auf den Tisch, gleich zwei Eisenhämmern, die Mostflasche zerschellte am Boden, Sepp schäumte vor Wut, aber am Vater zu vergreifen wagte er sich nicht, Marias Drohung stand vor ihm. Da nahm er die Schabelle, hob sie hoch und warf sie auf den Boden, daß sie in Stücke zersprang. Peter rückte doch etwas

erschreckt in eine Ecke, aber jetzt fühlte er sich erst recht als der Stärkere und als Sepp in kaum zu bändigendem Zorne knirschte:

„Vater, dänt, was d'redischt!“ da häufelte und höhnte ihn Peter.

„Ä weiß, was i redä, und wenn das Gschleipf mit em Stozigbürg Ziäli nid uifherd, so han-i kei Buäb meh, so red-i jek, Buäbli!“

Sepp sah nichts mehr und brüllte: „Nei, Vater, dui bist kei Vater, dui bist ä — —“

Er sprach's nicht aus, am schweren aufbaumenen Tisch krallte er seine Finger ein, daß die Fingernägel ins Holz eindringen; dann warf er den Tisch gegen das Fenster, daß alle Fensterscheiben klirrend sprangen und der Fensterrahmen hinausflog. Peter war wie der Blitz weggesprungen, sonst hätte ihn der schwere Tisch zerschmettert. Sepps Gesicht war tiefrot. Da auf einmal faßte er sich an der Stirne und erbleichte; aus seinem Munde quoll rötes Blut, und wie eine gefällte Tanne fiel er sinnlos und schwer in dröhnender Wucht auf den Boden hin — durch den maßlosen Zorn war ihm eine Ader in der Lunge gerissen. —

„Jeses, Mariä und Josef, was gihds ai nu!“ schrie die Raggerhof-Mutter und kam in die Stube hineingesprungen und warf sich jammernd auf den Sepp. Peter stand schreckenbleich daneben, hilflos hingen ihm die mächtigen Hände herab, und der Mund war offen vor Schrecken und Angst.

6. Auf dem Raggerhof ist schwererummer.

Sepp starb nicht. Die zähe Kraft seiner jungen Jahre rang sich durch, aber als er genesen war, kannte man ihn kaum mehr. Aus dem feurigen Heißsporn war ein trüber, schwermütiger, langsamer Mensch geworden, der die kraftvollen Glieder kraftlos gebrauchte. Der Arzt hatte die Achseln gezuckt, als man die ersten Zeichen geistiger Unmachtung bei ihm bemerkte und erklärt: „Wahrscheinlich hat auch ein Bluterguß ins Gehirn stattgefunden; vielleicht ist die Krankheit heilbar, vielleicht auch nicht.“ —

Sepp ging der Arbeit nach und floh die Menschen. Doch seine Arbeit war ziellos; er, dem früher alles rasch von Hand ging,

wurde nun mit nichts fertig.

Sepps Schwermut wuchs mit-der Zeit. Wenn der Westwind oder der Föhn in den nahen Tannenzwäldern rauschte, floh er wie eine aufgeschreckte Gemse in den Stall hinüber und verkroch sich ins Heu. Es war ein Kammer, den auch jetzt noch prachtvoll gestalteten jungen Menschen gleich einem Hündlein winseln zu sehen. Dann konnte er wieder Tage lang einsam im Walde herumstreifen, scheu sich versteckend, wenn Leute nahen. Oft wieder das Auge in weite Fernen gerichtet, irrte er einsam umher, fiel hilflos über Steine und kleine Felsblöcke hin, ohne sich großen Schaden zu tun.

„Der gehörte ins Irrenhaus!“ lautete

die — — und — sein Geld zu fordern, dazu hatte er ja das Recht, das mußte ihm selbst der Herrgott zugestehen, vielleicht hätte er etwas weniger hart sein können, aber —.“ Dann kroch wieder der Neue unsichtbarer Schatten über seine Seele: „Wenn jetzt aber der Sepp nicht mehr gesund wird, bist dann nicht du schuld?“ Er wehrte sich dagegen: trug den Kopf hoch, ging ebenso breitspurig wie bisher zum Kirchlein und bat den Herrgott um die Genesung Sepps wie einer, der alles durchsetzen konnte.

Man litt still im Raggerhaus. Die Mutter ward zum Schatten, der Kummer fraß an ihrer Lebenskraft. Peter aber hielt sich aufrecht, er wehrte sich gegen seine eigenen Au-



Einzug der Freiburger Truppen in die Bundesstadt beim Generallstreik 1918.

das Urteil des Dorfes.

Die Mutter im Raggerhof grämte sich und magerte ab. Sie war immer eine stille Frau gewesen, nun ward sie noch stiller; man sah sie oft betend im Kirchlein, und ihr Haar erbleichte. Furchen reiheten sich an Furchen auf der kummervollen Stirne, nicht Furchen, gepflügt zur Saat, sondern zur Sorge. —

An Peter kroch die Neue heran, langsam, aber stetig. Die Marie ward überall als das tüchtigste Mädchen weit herum gerühmt.

„Ist's etwa Gottes Strafgericht?“ fragte er sich in Augenblicken, wo er allein war.

„Dummheiten!“ tröstete er sich dann. Marie mag ja recht sein, aber für den Sepp wäre die nicht gewesen, und die Theres, ja

klagen und allmählich reifte ein Plan in ihm.

„Wenn man die Marie als Magd in das Raggerhaus dingte — vielleicht, daß Sepp dann wieder gesund würde.“ Die Frau stimmte lebhaft bei, als Peter ihr diesen Plan verriet. Peter aber mußte noch zuerst mit sich fertig werden.

„Die Theres würde sich freuen, die Här, und die Marie würde wohl hohnlächeln, und all die Bekannten würden ihm die Demütigung gönnen; nein, einigemal darüber schlafen wollte er noch.“

Aber es zeigte sich kein anderer Ausweg.

Schließlich nahm er den Sonntagsstaat hervor, schlüpfte in das schönste Paar Hosen hinein und kleidete sich von oben bis unten

in die Feiertagskleider und ging ins Nachbar-
dorf zur Theres. — Ueberall, wo irgend
etwas Neues zu sehen war auf dem ein-
stündigen Weg, stand er still, verschränkte die
Arme und schien eifrig den Gegenstand zu
betrachten. In Wahrheit fürchtete er sich
vor dem demütigenden Gang und suchte ihn
hinauszuzögern so lange als nur möglich. —
Dann ging er plötzlich mit einem Ruck in
schnellen Schritten weiter und sann darüber
nach, wie er die Theres wohl anreden könnte,
ohne sich zu stark vor ihr zu erniedrigen.

Bevor Peter anklopfte, hörte und er-
kannte Theres seinen schweren Schritt und
erschrak; ihr Herz schlug bang, aber sie hatte
ja jetzt keinen Grund zur Furcht. Peter kam
zur Türe hinein, den Hut sorglich in der
Hand. Theres bot ihm einen Sessel; Peter
nahm ihn nicht, blieb stehen. Er betrachtete
seinen Hut und blies ein Stäubchen weg und
glättete dann den Hutrand, drückte mit
Daumen und Zeigfinger das „Hutgipf“ zu-
recht, räusperte sich und war in großer Ver-
legenheit, sagte aber nichts. —

„Was wenn-er, Peter?“ fragte Theres
bescheiden; sie hatte die Schen Peters be-
merkt.

Jetzt kam wie ein Gießbach aus seinem
Munde.

„I chenns Marie bruichä as Magd, und
dr Sepp, dr Sepp set ai epper ha, ja das
set'r.“

„Was, dr Sepp?“ sagte Theres und
stellte sich, als ob sie nichts von den Ge-
schneissen im Raggerhaus wüßte, „dr Sepp
bruicht ä feis jungs Meitli as Magd.“

Da klagte Peter der Theres den ganzen
Jammer um Sepp in kurzen, abgerissenen
Sätzen, es ging schwer; denn es war eine
harte Selbstanflage, und vor dem scharfen
Auge Theresens konnte man nichts ver-
bergen; denn sie wußte oder erriet alles.
Theres, die den Sepp liebte, fühlte tiefes
Mitleid.

„Ja, wenn s' Marii sälber will, chas
gah, fragids sälber.“

Peter mußte eine halbe Stunde warten,
bis Marie kam und dann den harten Kreuz-
weg bescheidener Bitte noch einmal gehen.
Nun fühlte er, wie hart es ist, von der Güte
anderer Menschen abhängig zu sein. —

Marie sagte ja, und am Abend noch holte
Peter die Koffer Mariens in das Raggerhaus.
Man wollte Sepp überraschen und hoffte so,
seine Gemütsstimmung zu ändern. Peter
hatte allerdings immer noch seine Hinter-
gedanken und sich gesagt: „geheiratet ist ja
noch nicht, man kann immer noch machen,
was man will; die vom Stozigberg sind ja so
arme Leute, die sich nicht wehren können.“
Schon lächelte Peter in sich hinein.

7. Ausklang.

„Aes hets si scho mängs eppä vo sälber
ergäh, äs chanai d a s nu gratä.“

Marie hatte Sepp von Ferne schon am
Abend gesehen. Er war auf einer Haubank
gesehen, die Hände zwischen den Knien
gefaltet, stumm war er da gehauert und hatte
nie aufgeschaut und sie nicht erblickt.

Am Morgen sollten sich Marie und Sepp
allein treffen. Für Marie war es eine
schlaflose Nacht zwischen Weinen und Beten,
— hie und da ein kurzes Schlummern mit
beängstigenden Träumen und dann ein jähes
Aufwachen.

Sepp war unvermutet früh aufgestanden
und wollte seine einsamen Wanderungen
aufnehmen. Mit allerlei Ausreden hatte
man ihn hingehalten, bis auch Marie in der
Stube erschien.

Wie ein Blitz durchfuhr es Sepp, als er
Marie sah; er warf sich auf einen Sessel
und begann zu weinen, so schmerzlich,
stöhnend, wie es Schwermütige tun. Aus rot
unränderten Augen schaute er Marie an.
Diese streichelte ihm das wirre Haar und
überwand sich zu einem frohen Lächeln,
während der tiefe Schmerz ihr das Herz fast
brach.

„Sepp, Sepp, kennst ni nu?“

„Ja, Marii, ja Marii, aber gang ä wäg
vo niär, i bi i d'Sell abba verfluächt, gang,
Marii, gang, Marii, s'isch uis.“ Dann
murmelte er unverständliche Worte, die er
im Munde langsam zerkaute, und brach wie-
der in makloses Weinen aus.

„Nei, Sepp, nei, Sepp“, bat Marie, „i
bi ja biädr und i bliibä biädr, dui bisch ja
mii guätä Sepp!“

Sepp gab keine Antwort und weinte
weiter und schüttelte bald den Kopf und



Schulstunde in einem Bergdörfchen. Nach einer Photographie von H. Stauder.

verbarg ihn bald in beiden Händen, bis schließlich Marie sich auch nicht mehr halten konnte und laut aufweinte:

„I bi verfluächt, i bi verfluächt i d'Hell abba!“ murmelte Sepp, stand auf und ging. Sein Blick war wieder starr in die Ferne gerichtet; er ging rasch dem Walde zu, scheu vornüber gebückt, wie in ängstlicher Hut vor einer Gefahr.

Im Raggerhause hatte man Hoffnung. Sepp hatte seit langem das erste Mal wieder etwas geredet und hatte Marie gekannt. Peter freute sich, die Mutter schaute wieder etwas fröhlicher drein; nur Marie konnte sich nicht trösten, sie weinte den ganzen Tag still vor sich hin — war das nun ihr Sepp?

Sepp kam am Abend nicht, das war öfters schon der Fall gewesen; er kam am folgenden Tage nicht; auch das war nichts Seltenes, aber als er am zweiten und dritten Tage auch nicht heimkehrte und niemand ihn gesehen haben wollte, ward man ängstlich. Die Mutter quälten bange Ahnungen, sie litt schwer und mußte sich zu Bette legen. — Peter und Marie suchten den Wald nach Sepp ab, sie riefen und fanden ihn nicht. Andere halfen suchen, und auch sie fanden lange nichts. Endlich — da lag Sepp wie friedlich schlummernd, mit gebrochenem Genick am Fuße eines kleinen, mit Gestrüpp überwucherten Felsens.

Als Marie ihn sah, lehnte sie sich an eine Tanne, sonst wäre sie umgesunken; lautes Stöhnen wie von großen körperlichen Schmerzen kam aus ihrer Brust. Peter sagte nichts, und weinte auch nicht: aber sein Gesicht war wie versteinert und sein Rücken bog sich. Er wollte seinen Sohn nach Hause tragen helfen, aber die Kniee knickten ein.

„S'isch um guät gangä, dem armä Tropf!“ flüsterte einer der Träger seinem Genossen zu. Peter hörte es, und sein Rücken bog sich noch mehr, als ob man ihm eine Zentnerlast darauf gelegt hätte.

Dahem aber im Raggerhause machte jedes größere Geräusch einem Mutterherzen Pein. Wenn jemand am Hause vorbeiging,

um sich den Suchern anzuschließen, dachte sie, jetzt kommen sie, um mir zu melden, er ist tot. —

Aber jedesmal hatte das ungeduldige Herz umsonst gepocht. Wie wild es schlug und jetzt wieder wie langsam, doch die geängstigte Mutter dachte nicht an sich, sondern nur an ihren Sohn. —

Wer kam da? — ein Trupp fröhlicher Menschen; sie hörte ganz deutlich den Namen Sepp rufen, und dann ein lustiges Lachen als Antwort, war das nicht die Stimme ihres Sepps, — oder fieberte sie. Nein, doch nicht! —

Die Stimmen kamen näher, also hatten sie ihren Sepp gefunden, und er war gesund; denn er lachte wieder wie früher.

Sie sprang aus dem Bett heraus, ans Fenster wollte sie, und ihren lieben, frohen Sepp sehen. Da packte so etwas Eigenes, Schwarzes, Schweres ihr Herz, eine krallende, starke Hand preßte es zusammen. Mit einem Seufzer sank sie um. —

Leise ging man neben der Kammer, wo die Mutter schlief vorbei, man wollte ihr schonend den Tod ihres einzigen Sohnes mitteilen und trug darum den Toten flüsternd die Treppen hinauf in die Laube!

Peter hatte Marie gebeten, das Unglück der Mutter mitzuteilen. Marie nickte stumm. Als sie die Kammer betrat, da lag die Mutter vom Raggerhaus auf dem Rücken tot vor dem Bett. Marie rief ihren Namen, aber sie antwortete nicht, ein glückliches Lächeln lag um den Mund. Da kniete Marie nieder und schüttelte sie an den Schultern; keine Antwort, nur das tote Lächeln blieb. Da rief Marie laut, so laut sie konnte, um Hilfe.

Peter kam hereingelaufen und stöhnend sank er auf die Leiche. Nun konnte er weinen, das Uebermaß der Schmerzen hätte ihn sonst getötet.

Da vor der Mutter seines toten Sohnes weinte er sich all die Qual der Schuld und des Leidens vom Herzen. Die tote Mutter aber lächelte still. —